



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

Bestellungen auf den Christenboten nehmen entgegen
die Pfarrämter in Badenfurt, São Bento, Blumenau,
Brusque, Florianopolis, Hammonia, Itoupava, Pom-
merode, Quadro-Braco de Norte, Cheresopolis, Santa

Chereza, Gimbo in Santa Catharina; Lapa in Paraná,
Santos, São Paulo, Rio Claro, Campinas in São
Paulo; Juiz de Fora in Minas Geraes; California,
Leopoldino I in Espirito Santo; Rio de Janeiro, Pe-

tropolis in Rio de Janeiro. Der Christenbote erscheint
Anfang jedes Monats und kostet in Santa Catharina
1\$000, in Mittel-Brasilien 1\$200. Der Bezugspreis
ist an die betreffenden Pfarrämter zu entrichten.

8. Jahrgang.

Blumenau, im Dezember 1915.

Nr. 12.

Deutsches Mutterweihnachtslied 1915.

Kindel, wein nicht! — Vater wacht
Auf dem Feld, wie einst die Hirten.
Wacht in einer schweren Nacht
Ob der Welt, der weit verirrt.

Gott hat ihn zur Hut bestellt:
Will der Welt den Heiland senden.
Gab die Waffe seinen Händen,
Daß er Ihm den Einzug hält.

Kind, noch eine kurze Frist,
Dann ist Vater heimgekommen,
Und das Licht ist aufgeglommen,
Dessen Hüter Vater ist.

R. Fischer, Dresden.

Zweites Kriegsweihnachten.

„Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns
gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter;
und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewig-
Vater, Friedefürst.“

Es sieht so aus, als ob die streitenden Völker in diesem Jahre ein zweites Kriegsweihnachten erleben sollen. Wieder soll mitten im Kampfgewühl und im Tosen der Waffen das Christuskind auf die Erde herniedersteigen. Bei allem Lärm und Geschrei will es sich wieder stille Menschen suchen, um in ihren Herzen gleichsam einzuziehen als der Friedefürst. Das Geburtsfest des Heilandes naht und Tausende, Millionen Christen, insbesondere unsere Kinder freuen sich schon darauf. Es läßt sich aber auch nicht leugnen, daß in diesem Jahre wieder viele den festlichen Tagen mit Trauer und Wehmut mit geheimem Zweifel, Groll, Unzufriedenheit und Enttäuschung schon im Voraus entgegensehen. Es denkt wohl mancher, wenn doch wenigstens am Geburtstage des Herrn Jesu Christi die Kanonen einmal schweigen würden. Das wäre doch ein handgreiflicher Beweis der Kraft seiner Herrschaft und seines Einflusses auf die Völkerwelt. So verständlich dieser Wunsch ist, so wenig Aussichten hat seine Erfüllung. Ja, was soll dann aber das Weihnachtsfest mit dem Engelsgesang: Friede auf Erden? Zum zweiten Male in diesem großen Weltkriege lastet diese bange Frage auf vielen Gemütern. Jesus Christus bot doch nicht nur bei seinen Lebzeiten seinen Jüngern viele Rätsel. Auch wir seine Anhänger nach 1900 Jahren seufzen darunter, daß wir vieles an ihm nicht verstehen. Aber ob die Jünger einst nicht über ihren Herrn allmählich klarer geworden sind, wenn sie sich über manche seltsame Züge an ihrem Meister miteinander unterhielten und darüber verhandelten? Es ist immer besser verwickelte Schwierigkeiten zu sehen und mit ihrer Lösung sich

abzumühen, als immer sofort alles begreiflich zu finden und sich über nichts mehr zu wundern. Es mag manchen vor den Kopf stoßen, wenn ich behaupten möchte, ein Grund, daß Jesu Geist so geringen Einfluß auf viele Christen hat, daß so manche sich gar nicht nach Jesu Bild richten, daß sie bei ihm keine Kraft, keinen wahren Trost, keine rechte Erkenntnis finden, liegt darin, daß sie ihn schon lange viel zu gut zu kennen vermeinten, sodaß sie gar nicht mehr über ihn nachdachten. Und doch der erste Name, den der Prophet Jesaja in seiner Weissagung dem Kinde gibt, das der Welt das Heil bringen sollte, ist „Wunderbar“. Man pflegt wohl zu sagen: Das Wunder ist des Glaubens liebtes Kind! Und es ist richtig, solche Wunder, die uns aus einer großen Not mit einem Schlage befreien, lassen sich die Menschen gern gefallen. In diesem Sinne hat Jesus als Wundertäter viele Anhänger gefunden, aber sie hielten nicht Stand. Und auch heute würden in ungezählten Scharen die Gläubigen ihm zuströmen, wenn er wieder käme, Kranke schnell zu heilen, Tote zu erwecken, oder wenn er jetzt herniederstiege und den im Kriege liegenden Heeren die Waffen zerschläge und sie zum Frieden gewaltsam zwänge. Ein solches Wunder würden die Menschen sich schon gefallen lassen. Es wäre sehr bequem. Aber der wunderbare Herr, der sich und seine Herrlichkeit verbirgt, wo man sehen möchte, ist der großen Massen unangenehm. Denken ist immer nur die Sache weniger gewesen. Die Masse möchte genießen, aber nicht arbeiten, geistig arbeiten nun zum allerwenigsten. Wunder sind immer eine Lebensförderung. Jedes neuauftretende Leben ist immer wunderbar. Das gilt von der Welt der uns umgebenden Natur ebenso wie von der Welt des Geistes. Wer an ihnen achtlos vorübergeht, bleibt innerlich tot. Wer in sie eindringt, wer sich mit ihnen abmüht, fühlt sich trotz aller Mühen im Herzen erhoben und geistig gefördert. In Jesus Christus tritt uns nun das größte Lebenswunder entgegen. In der Weihnachtszeit ruhen einmal unsere alltäglichen Arbeiten unsere fleinlichen Sorgen sollten dann gänzlich schweigen. Da wollen wir unsern Geist hinwenden zu dem wunderbaren Herren, bei dem wir Antwort finden auf alle bange Fragen der großen Welt, wie des eignen Herzens. Es sind freilich keine Antworten, die man einfach auswendig zu lernen hat und damit gut. Man muß sich immer wieder in sie hineinversetzen und hineindenken. Zu Weihnachten, dem Geburtsfeste des Sohnes Gottes, wird auch in diesem Jahre trotz allem gegenteiligen Schein, trotz aller menschlichen Sünde, ja gerade ihretwegen wieder viel von der Liebe Gottes geredet werden. Aber hüten wir uns, daß es bloß Worte bleiben. Nichts ist auch gefährlicher als oberflächliche Festgefühle, die bald wieder verrauschen und keine nachwirkende Kraft haben. Und das große Weihnachtswunder ist nicht dazu da, daß man schnell darüber hinweggeht. Es erfordert besinnliche Christen. So einfach ist es nicht, das spüren wir in diesem Jahre wieder deutlich. „Welt ging verloren, Christ ward geboren. Freue, freue dich o Christenheit!

Diesen Jubelruf singt die christliche Gemeinde. Aber auch ein sehr nachdenklicher Vers steht in unserm Gesangbuch:

„Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still. Er betet an und er ermißt, daß Gottes Lieb unendlich ist.“ R.

Was neutrale Schweizer in Kamerun erlebten!

Der Schweizer Missionar J. Bühler hat dienstlich der Direktion der Basler Missionsgesellschaft seine traurigen Erlebnisse geschildert. Wir entnehmen dem Bericht folgende besonders kennzeichnende Stellen:

„Am 27. September 1914 wurde die bis dahin unter deutscher Verwaltung stehende Stadt Duala von englischen und am darauf folgenden Tag auch von französischen Truppen besetzt. Die Stadt Duala wurde in zwei Militärverwaltungsbezirke eingeteilt. Den Stadtteil Bellstadt besetzten die Engländer und ernannten zum Verwaltungsoffizier oder „political officer“ einen Capitain Paul. Der französischerseits verwaltete Stadtteil Akwa-Deido erhielt zum Vorsteher einen Leutnant Saint Pere. Die beiden Persönlichkeiten waren es in erster Linie, mit denen wir neutrale Schweizer zu verkehren hatten.“

Bühler schildert dann, wie er ohne alle Umstände und trotzdem er lebhafteste Verwahrung einlegte, gefangen gesetzt wurde, 24 Stunden lang auf tahler Diele haufen mußte, in der ganzen Zeit nichts zu essen erhielt, endlich aber doch wieder frei kam. Inzwischen waren die Geschäftshäuser seiner Mission von den englischen und französischen Kolonialtruppen erbrochen und teilweise beraubt worden. In dem Bericht heißt es nun u. a. weiter: „Vom englischen General, bei dem ich mich über die mir als Schweizer gewordene Behandlung und Nichtachtung der Rechte der Basler Missionshandlung als Schweizer Firma beschweren wollte, wurde ich zum Political Officer gewiesen, in dessen Ressort die Angelegenheit gehöre. Dieser unfreundliche Offizier erwiderte mir auf meine Vorstellungen wegen Verweigerung des Zutretens des Bellstadtgeschäftes und der Leibesvisitation: „Es ist Kriegszeit! Sie haben sich den getroffenen Anordnungen zu fügen! Was, die Basler Mission neutral? Gehen Sie mir damit! Auch Sie Deutschschweizer sind ja Dreiviertelsreichsdeutsche!“...“

Je länger, je mehr fühlte ich das Bestreben heraus, uns Neutralen das Verbleiben in Kamerun unerträglich zu gestalten, um in uns den Entschluß der Abreise zur Reise zu bringen. Speziell wir Deutschschweizer waren den Engländern und wohl auch den Franzosen ein Dorn im Auge, da sie an unsere Neutralität nicht recht glauben wollten und uns als deutschfreundlich vermuteten. Bei einer Besprechung über die Bewachung unserer Geschäftshäuser entsuhr dem Capt. Paul die Bemerkung, es wäre am besten, ich würde mit meiner Frau heimreisen. Dazu konnte ich mich selbstverständlich nicht entschließen im Blick auf die dringend notwendige Bewachung des Eigentums der Missionshandlung und Missionswerkstätte und der Mission, soviel es in meinen Kräften stand, was ich für meine erste Pflicht ansah...“

Auf Auskünfte über bestimmte Verhältnisse, Streitkräfte der Deutschen in Kamerun u. a. m., die die Engländer von mir wünschten, ließ ich mich nicht ein, wofür sie mir augenscheinlich übel wollten. In dieser Meinung mußte ich bestärkt werden, wie ich, nach meiner Freilassung in unser Alwageschäft kenntlich gemacht waren, mißachteten. Einmal kam ich gerade dazu, wie vier weiße französische Unteroffiziere und Soldaten in unser Haus eingebrochen waren, sämtliche Zimmer zurückgekehrt, zu meiner nicht geringen Überraschung feststellen mußte, daß während meiner Gefangenschaft englisches Militär die Türen zu den Lagerräumen unseres Alwageschäftes aufgebrochen und andere Schlösser an die Türen angebracht hatte, zu denen mir die Schlüssel vorenthalten wurden. Durch Wachen vor Gewehr wurde mir der Zutritt sogar zum Geschäfts-Hofraum verwehrt. In unseren mit Waren aller Art angefüllten Lagerräumen hausten nun die Engländer als die unumschränkten Eigentümer. Nur sehr schwer konnte ich mich in die Lage fügen, war aber außerstande, die Situation zu ändern, denn „Gewalt geht vor Recht“. Vergeblich kamen mir unsere bisherigen Anstrengungen vor. Mit Hilfe unserer Kräfte hatten wir bis dahin die Anstürme der plündernden Horden der Eingeborenen-Bevölkerung auf unsere Geschäftslokale abwehren können, aber, wie es schien, nur zu dem Zweck, die Waren als Beute für die Engländer und Franzosen aufzubewahren. Es ist empörend, wie Angehörige der

englischen und französischen Nationen die Neutralität unserer Häuser und derjenigen unserer Mission, die sämtlich durch Hissung von Schweizerflaggen als schweizerisches Besitztum durchhöberten, alle Schränke und Schubladen aufbrachen und sich Wertgegenstände und Wäsche aller Art — zum Teil unser Privateigentum — aneigneten und mit sich nahmen. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß sie sich an schweizerischem Eigentum vergrißen, was sie aber nicht zu stören schien, und was sie zu entkräftigen suchten mit dem Hinweis, daß in unserem Haus ja auch Deutsche gewohnt hätten. Und deutsches Eigentum war in ihren Augen ohne weiteres vogelfrei!... Was anderes Missionseigentum anbetrifft, so habe ich gesehen, wie französische weiße Unteroffiziere und Soldaten aus einer Kiste in einem Raum des Nebengebäudes des Missionshauses Bonafu Moisel'sche Kamerunkarten sich aneigneten, und habe es auch gehört, wie diese selben Leute nächtlicherweise den Rassen-schranke der Missionsagentur mit Hammer und Stemmeisen erbrachen. Selbst beobachtet habe ich auch, wie französische sudanesischen Soldaten Türen und Fensterläden sowohl in unserem Haus als auch im Stationsgebäude unserer Mission in Bonafu mit Buschmessern einschlugen, um zu plündern. Zur Rede gestellt, stießen sie das Bajonett aufs Gewehr, öffneten den Verschluß des Gewehres und zeigten uns, daß sie scharf geladen hatten in der Absicht, uns damit klar zu zeigen, daß wir ja nicht wagen sollten, sie in ihrer Beschäftigung zu stören. In einem anderen Falle mußte ich mich vor einem Sudanesischen Soldaten flüchten, der mir den Durchgang versperrt hatte und mit dem aufgepflanzten Seitengewehr auf mich eingedrungen war...“

Die zynische Bemerkung des englischen Offiziers Paul, über Wünschbarkeit, den deutschen Kaiser durch uns aus der Welt zu schaffen, mag die niedrige Gesinnung der Soldateska kennzeichnen, mit der wir es in Kamerun zu tun hatten. Einzelne nobelere Charaktere, an die ich mich gern erinnere, ändern an dem allgemeinen üblen Eindruck, der mir aus dem September und Oktober vorigen Jahres blieb, wenig.

Der materielle Schaden, den wir erleiden, ist sehr bedeutend; namentlich aber ist es die ungerechte und brutale persönliche Behandlung, die uns eine kaum wieder gutzumachende Einbuße unseres Ansehens in den Augen der Kameruner Bevölkerung erleben ließ.“

Auch der Missionar Karl Wittwer von der Basler Mission schildert in einem Bericht seine Erlebnisse während der Besetzung Kameruns durch die Engländer. Obwohl der Genannte Schweizer Staatsangehöriger ist, haben die „Eroberer“ an ihm, seiner Familie und seinen Missionsbrüdern in gleicher Weise ihr Mitleiden gefühlt; wie bekanntlich an den Deutschen. Wittwer schildert u. a. beispielsweise den Abtransport von seiner Station Ndunge an der sogenannten Nordbahn zur Küste, der einen neuen schönen Beleg bildet für die loyale englische Kriegsführung; er erzählt wörtlich: „... wurden wir nach Ndunge zurückgebracht, von wo aus wir gemeinsam mit meiner Frau und Kind und mit den übrigen Stationsgenossen und Gästen die Reise nach der Küste zu antreten. Auf einem offenen Güterwagen wurden die Frauen und Kinder und das Gepäck verladen. Weil keine brauchbare Lokomotive zur Stelle war und der Wagenauch keine Bremsvorrichtung hatte, so band man lange Stride hinten an dem Wagen an und ließ diese durch Schwarze halten, damit bei dem starken Gefälle der Wagen nicht durchbrennen solle. Es zeigte sich bald, daß die die Stride haltenden Leute nicht genügten. Der Wagen kam in rasenden Lauf. Bei den scharfen Kurven wäre eine Entgleisung leicht möglich gewesen. Ferner wußten sowohl die Frauen auf dem dahinsausenden Wagen als wir hinten nacheilenden Männer, daß etwa 30 Kilometer weiter unten eine Brücke gesprengt war, und der Wagen, wenn er nicht zum Stehen kam, in den Dimbombe-Fluß hinausfahren würde. In der Verzweiflung begann die Frauen nacheinander abzuspringen. Während ein verwundeter schwarzer Soldat, welcher auch auf dem Wagen saß, als erster den Absprung wagte, unter die Räder kam und gleich tot war, kamen wunderbarerweise die Frauen und Kinder mit verhältnismäßig geringen Verletzungen davon. Meine Frau, welche mit unserm 21-jährigem Kinde als letzte heruntergesprungen, hatte wohl am schwersten unter den Folgen zu tragen. Sie fiel auf den Rücken und offenbar auf einen Stein, sodaß sie mehrere Wochen Schmerzen hatte und fast nicht liegen konnte. Der Hinterkopf des Kindes schlug ihr so scharf auf den Mund, daß

mehrere von den oberen Zähnen losgeschlagen wurden. Wir werden diese Schreckensfahrt nie vergessen."

Ein echtes englisches Kulturbild!

Anerkennung deutscher Größe von englischer Seite.

Es liegt dem Deutschen im Augenblick nichts ferner, als sich im Urteil des Auslandes zu spiegeln. Selbst das, was der Gegner Anerkennendes schreibt, zumal England, nimmt man in Deutschland nicht ohne gewissen Vorbehalt hin, und die Bestätigung deutscher Kraft von neutraler Seite kommt jetzt häufig viel zu spät, um noch besonderen Eindruck hervorzurufen. Dem Außenstehenden hingegen wird es nicht ohne Interesse sein, deutsches Lob aus gegnerischen Reihen singen zu hören, aus denselben, die bislang haarscharf das Gegenteil in die Welt hinausjagten. Wenn solche Stimmen auch noch vereinzelt zu vernehmen sind, so sind sie doch da. Nachstehend seien zwei besonders vielsagende festgehalten. Die „Times“ bringen, an weniger auffällender Stelle allerdings, unter der Überschrift: „Zweifel und Befürchtungen“ folgende Betrachtungen über Deutschland: „Wir stehen heute nicht einem Genie gegenüber, dessen Wille eine ganze Nation blindlings folgt, sondern einer Nation, die ebenso sehr auf sich selbst vertraut, wie die Franzosen auf Napoleon. Und statt seines Genies, dem nichts unmöglich erschien, hat sie eine Organisation, die ihren Feinden ebenso fürchtbar ist. Napoleon war der Mann des Schicksals, die Deutschen sind heute die Schicksalsnation; hinter allen unsern albernen Brählereien, hinter unserm Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer Sache steht die Furcht vor einer Macht, die viel mehr Wille, Umsicht und Disziplin hat als wir. Sie hat in gewissen Punkten versagt, wie Napoleon bei Trafalgar schlecht weggekommen ist: aber es ist klar, daß diesen Mißerfolgen nur untergeordnete Bedeutung zukommt. Der Hauptplan hat Fortschritte gemacht, und ihre Entschlossenheit wird mit der Zeit nur hartnäckiger. So hegen auch wir, wie unsere Väter in Napoleons Zeit, die Befürchtung, daß unser Feind alles Dagewesene übertreffe und jede Berechnung zuschanden mache, daß er mit eigener Kraft ein neues Zeitalter geschaffen habe, in dem unsere früheren Bräuche und auch unsere Tugenden veraltet, blaß und wertlos erscheinen, daß Deutschland der Eisenfessel, England und seine Verbündeten aber töhnerne Ware sind, und daß diese früher oder später in die Brüche gehen muß. Sie haben nicht wie 1870 ohne Beulen und Schmissen gesiegt, aber sie sind der Ansicht, daß der Faktor Zeit auf ihrer Seite stehe, weil sie uns in allem überlegen sind, nicht nur in Graden, sondern grundsätzlich. Alles, was getan werden muß, tun sie besser als alle anderen und vor allen anderen, und ihre Überlegenheit muß zunehmen mit der wachsenden Not des Krieges, bis wir plötzlich zusammenbrechen. Uns ist die Zukunft dunkel; wir hoffen auf Sieg, aber wir tun nicht, als wenn wir wüßten, daß er kommen müsse. Der Kopf der deutschen Armee aber schafft sich eine Zukunft — ein Kopf, der nicht aus menschlichen und individuellen geistigen Kräften zu bestehen scheint, sondern eine abstrakte Gewalt, die mit dem deutschen Volk tut, was sie will. Und wie können wir, die wir nur gewöhnliche Menschen sind, deren Führer nicht weiser sind als wir selbst, den Kampf mit diesem abstrakten Willen, der Macht und dem Plan aufnehmen und mit der Maschine, die gegen uns in Bewegung gesetzt wird?“ — Mehr wird man von englischer Seite vorläufig kaum erwarten können!

Und noch eine zweite Stimme, die das heikle Thema der deutschen „Organisation“, der nationalen Disziplin überhaupt, anspricht: ein Leiter der „Daily News“. Das Blatt erörtert eine Eingabe der nordenglischen Universitäten an den Kriegssparauschuß, ihnen die Staatsunterstützung während des Krieges nicht zu entziehen. Das Blatt meint, es werde interessant und sehr kennzeichnend sein, welche Antwort erfolgen werde. Es sei beklagenswert, daß die Nation und die industriellen Führer sich gegen die grundlegende Bedeutung der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Ausbildung für Entwicklung der Industrie hartnäckig blind verhielten. Wenn der Krieg eins bewiesen habe, so sei es diese Bedeutung. Jetzt sei es auch für das geringste Verständnis deutlich, daß die ungeheure Stärke Deutschlands aus seiner Wissenschaft und wissenschaftlichen Organisation herrühre. So groß die Kosten des Krieges seien, so sei doch die Frage der Staatsausgaben für das Unterrichtswesen der Prüffleien der Weisheit der Nation und könne ein bestimmender Faktor in ihrem Schicksal sein. Der Artikel schließt: „Eins haben die Deutschen uns trotz der

verrückten Brählereien gelehrt, daß eine ungebildete und undisziplinierte Nation die kommende Führerschaft in der Welt nicht erhalten wird.“ — Sehr richtig!

Giergegen halte man englische Zeitungsstimmen, die um ein Jahr älter sind!

Das deutsch-evangelische Pfarrhaus im Krieg.

Es sind bisher weit über tausend Angehörige des deutschen evangelischen Pfarrhauses, die ihre Liebe zum Vaterland allein nach den Listen des deutschen Pfarrerverzeichnisses mit dem Leben bezahlt haben, unter ihnen viele, viele Pfarrer und junge Theologen, vom achtundvierzigjährigen bis zum neunundzwanzigjährigen Kriegsfreiwilligen. Aus der altpreussischen Landeskirche befanden sich 306 Geistliche im Heeresdienst, davon dienten 75 mit der Waffe, waren 131 als Garnison-, Lazarett- und Feldprediger und 100 im Sanitätsdienst tätig. In Württemberg gab es im Oktober vorigen Jahres gar schon 92 Pfarrer und Predigtamtskandidaten unter den Waffen, zehn auf hundert der Gesamtzahl vorhandener Pfarrer, 59 standen als Feldprediger und Krankenpfleger im Dienst. Gefallen waren bis Ende 1914 im ganzen 72. Baden zählte Anfang 1915 von im ganzen 400 Pfarrern 30 im Waffendienst und 30 andere in Krankenpflege und Seelsorge. Bayern gab für dieselbe Zeit, an, daß 100 Geistliche in Seelsorge und Krankendienst beschäftigt waren, dreizehn unter den Waffen standen. Wir geben nur einige Ziffern. In Oesterreich hat die Hörerschaft der evangelisch-theologischen Fakultät Wien sich freiwillig gestellt, aus Ungarn stellten sich zum Heeresdienst 40 evangelische Pfarrer. Eine sehr genaue Statistik hat der Elsaß-Lothringische Pfarrverein, der sich jetzt dem großen deutschen Pfarrverein angeschlossen hat, aufgestellt. Danach standen 67 Pfarrer und Pfarrangehörige im Dienst mit der Waffe, 13 waren gefallen, 16 waren mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, vom Sanitätsdienst, in dem 26 standen, waren zwei gefallen, sechs schmückte das Eisene Kreuz, als Feldprediger in der Front wirkten 15 (10: Eisernes Kreuz). Bekannt geworden ist die Erzählung von der „Pfarrerkompanie“ in den Argonnen, deren Führer und Offiziere sämtlich Pfarrer und Vikare waren. Ob das deutsche Volk und besonders der deutsche Protestantismus je wieder vergessen wird, wie der deutsche Pfarrer sich mitten unter das Volk gestellt hat, wie er Gut und Blut gegeben hat gleich dem höchsten und geringsten Gemeindeglied? Sie machen uns den deutschen Offizier und Soldaten nicht nach, die anderen, aber auch nicht den deutschen Pfarrer und Lehrer. (Aus dem Monatsblatt für die Mitglieder des Evangelischen Bundes.)

Deutscher Glaube, welcher Unglaube.

Dem „Elsaß-Lothringischen Gustav Adolf-Boten“ hat ein evangelischer Diasporapfarrer folgendes merkwürdiges Kriegserlebnis mitgeteilt:

„Ich hatte einen Feldgottesdienst für die deutsche Besatzung des französischen Ortes ... und Umgegend zu halten. Der Pfarrer und der Kaplan hatten die katholische Kirche angeboten. Und der Kaplan hat dann selbst mitgewirkt durch folgende Ansprache, die er vor meiner Predigt hielt:

Kaiserlicher Kommandant, Herr Pastor, Herrn und Soldaten,

Ich bin glücklich, in dieser Kirche Sie zu sehen. Seien Sie willkommen! Ich bin sehr dankbar, Herrn unserm Kommandant, um die Gelegenheit mir zu geben, meine Gemüter offenbaren. Ich danke Herrn Pastor ... hier gegenwärtig zu sein. Soldaten, Ihre Gegenwart wird ein Vorbild allen Einwohnern dieses Ortes sein. Die französischen Soldaten kennen keinen Weg der Kirche; die französischen Soldaten beten nicht Gott; die französischen Soldaten verehren keinen Priester. Und Sie! Sie lieben Gott, Sie lieben das Gebet, Sie lieben die Priester. Gott mit Ihnen! Ja, Gott ist mit Ihnen. Amen.“

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

(Fortsetzung.)

Timbo. (Fortsetzung.) Der Kirchbau selbst sowie der weitere Ausbau und die weitere Ausstattung der Kirche.

Am 9. Oktober 1887 verpflichtet sich Gottfried Benz (?) — das Schriftstück ist erhalten — der Gemeinde $\frac{3}{4}$ Morgen seines Landes für 50.000 zu überlassen. Auf diesem Grunde steht heute die Kirche, nicht, wie es irrtümlich in der Grund-

steinlegungsurkunde heißt: „auf dem hierzu von der Kaiserlich Brasilianischen Regierung zugewiesenen Grundstüd“. Das von der Regierung für evangelisch-kirchliche Zwecke ausgelegte Land war vielmehr das 8–10 Morgen große Stüd neben dem heutigen Kirchhof, von dem die vordere Hälfte im Jahre 1892 von der Kirchengemeinde Timbo für 200\$000 erworben wurde, während der der Straße abgewandte Teil in Privatbesitz (Karl Stren) übergegangen ist. Der zuletzt genannte Teil sollte eigentlich Kirchhof werden, während der vordere als „Pfarrland“ galt, wie das Protokoll vom 17. Juli 1892 beweist. Man hatte auch bereits auf dem dazu bestimmten Stüd mit dem Beerdigen begonnen, erkannte aber bald, daß es dazu in seinem größeren Teil ungeeignet sei. Darum überließ der schon genannte Gottfried Benz Mitte der 70er Jahre einen schmalen Streifen seines Landes (etwa 35 Meter breit und 230 Meter lang), eben den heutigen Kirchhof, der Friedhofsgemeinde, wofür ihm ein Stüd devoluten Landes längs des Beneditto zufließt. Wie bekannt, benutzte den vorderen, bis an die Straße heranreichenden Teil des Kirchhoflandes, die Kirchengemeinde als Auffahrt zur Kirche; desgleichen ist Kirchhofland benutzt worden, um die Sakristei zu erbauen. Der Kirchbauplatz erwies sich nämlich als zu kurz, vielleicht erst dann, als man beschloß, auch einen Turm zu erbauen. Doch davon nachher.

Vom gleichen 9. Oktober 1887 ist ein zweites Schriftstüd vorhanden, das ebenfalls für die alten Timboer nicht ohne Interesse sein dürfte. Darin erklärt sich Friedrich Donner bereit, auf seinem Grundstüd Nr. 1 am linken Cederufer, jenseits der großen Brücke am Kreuzweg, ein geeignetes Stüd einzuzäunen, um an Kirchsonntagen, an denen der Uebergang über den Cedersteg wegen hohen Wassers unmöglich war, Fuhrwerke und Reittiere sicher unterzubringen. Wir hatten ja unsere schönen Brücken über den Ceder und Beneditto noch nicht. Desgleichen verpflichtete er sich, das Canoe für den Ceder zu stellen und die Kirchgänger gegen Bezahlung aus der Kirchenkasse überzusetzen. Diese Arbeit hatte er all die früheren Jahre hindurch umsonst geleistet. Ebenso wurde im gleichen Fall am Beneditto übergesetzt — der Benedittostieg war übrigens vor dem Cedersteg vorhanden — meist von dem † August Schuster.

Daß sobald nach jener Versammlung vom 24. September auch die Angelegenheit des Ueberfahrens und der Unterbringung der Wagen und Pferde für die jenseits des Ceder am linken Cederufer, linken Benedittoufer und in der Pommerstraße wohnenden Kolonisten geregelt wurde, hatte seinen Grund augenscheinlich in der Befürchtung, die ungünstige Verbindung nach Timbo werde jene jenseitigen Bewohner von der Teilnahme am Kirchbau abhalten. Tatsache ist jedenfalls, daß bereits im Protokoll der zweiten Versammlung, die am 30. September 1887 stattfand, von einer drohenden Spaltung in der Gemeinde gesprochen wird, deren Beseitigung eine Kommission von neun Mitgliedern sich angelegen sein lassen soll. Anscheinend fand damals der Uebertritt des größten Teiles der Ansiedler aus der Pommerstraße, die jene früher genannten 2\$000 ebenfalls bezahlt hatten, nach Carijos statt, sonst scheint es aber der Kommission gelungen zu sein, eine Einigung herbeizuführen. Eins der Mittel war sicherlich jene Verpflichtung, die Friedrich Donner übernahm. Uebrigens hat dem Stadtplatz Timbo in Kirchen- und Schulangelegenheiten sowie in wirtschaftlicher Hinsicht das lange Fehlen der Brücken großen Schaden gebracht. Es verschuldete das Aufkommen eines besonderen Stadtplatzes am Beneditto, des heutigen Beneditto-Timbo, und trug dann weiter zur Kirchen- und Schulgemeindespaltung im Jahre 1898/99 bei. Heute, wo die Spaltung überwunden ist, können wir uns allerdings jener Entwicklung nur freuen. Hat sie doch die stadrtartige Ansiedlung am Zusammenfluß des Ceder und Beneditto auf eine viel breitere Grundlage gestellt als es sonst in der Kolonie Blumenau, abgesehen vom Stadtplatz selbst, der Fall ist, wovon den vollen Nutzen allerdings erst unsere Nachkommen haben werden.

Ein drittes, nicht weniger wichtiges Erfordernis vor Beginn des Baues war der Kirchbauplan, den auf Friedrich Donners Veranlassung der Ingenieur Krohberger (†) anfertigte. Im Protokollbuch wird über diesen Plan leider nichts gesagt. Das stand vielleicht in dem verlorenen Protokoll vom 26. November 1887, das auch von der Wahl der Baukommission und vielem andern Wichtigen z. B. den Kosten und der Art der Geldeinzahlung gesprochen haben mag. Aber die Erinnerung hat sich erhalten, daß der zu Anfang vorgelegte Plan nicht befriedigte. Er zeigte einen Bau ohne Turm (auch ohne Sa-

kristei?). Doch wie sollte man anders bauen? Carijos und Indayal hatten es ebenso gemacht, nicht etwa, weil sie nicht anders konnten, sondern weil sie nicht anders bauen durften. Einen Kirchturm zu erbauen war ja den Evangelischen zur Zeit des Kaiserreichs noch verboten. Vielleicht gab es auch sonst noch beschränkende Vorschriften, was ich jedoch nicht zu sagen vermag. Die Freude, daß nun endlich eine Kirche entstehen sollte, wird so sicherlich gleich zu Anfang stark beeinträchtigt worden sein durch die Erkenntnis, daß in Brasilien, wenigstens für die Evangelischen, der Freiheit eine Grenze gezogen sei und daß ein Ersatz für die Heimatkirche in Pommern, den gewiß viele erhofften, nicht geschaffen werden könne. Diese allerdings nur aus jener Erinnerung geschlossene Stimmung hat wohl hauptsächlich Friedrich Donner bewogen, schon im Januar mit einem zweiten, auch von Krohberger gezeichneten Plan hervorzutreten, einem Plan mit Turm und Absis (zugleich Sakristei), der in der Versammlung vom 29. Januar 1888 einstimmig angenommen wurde. Man setzte sich also über alle Bedenken hinweg. Der Grund dafür war neben jenem Wunsche, eine „richtige Kirche“ zu haben, die Erkenntnis, daß die Tage des Kaiserreichs gezählt seien. Jedenfalls ist dies Friedrich Donners Erinnerung. Er sei in seiner Meinung, daß man den Turm mit in den Bauplan aufnehmen solle, da die Tage des Kaiserreichs gezählt seien, durch Herrn Dr. Paula Ramos bestärkt worden, der als Chef der Ansiedlung für Blumenau damals in seinem Hause weilte. Zudem wird man von vornherein nicht mit einem Monate, sondern Jahre dauernden Bau gerechnet haben. Auch blieb stets die Möglichkeit, den Turm nur soweit auszubauen, daß er einen besonders stattlichen Kircheneingang darstellte. Daß der Turm zu anderer Zeit größer angelegt worden wäre, ist gewiß. Der Druck der Entstehungszeit hat ihn kleiner werden lassen, als er für das lange und sehr breite Kirchenschiff sein dürfte. Erst der im vorigen Jahre dem Kirchenschiff aufgesetzte Dachreiter hat unbeabsichtigt die richtigen Maßverhältnisse geschaffen. Dennoch stellt der Turm im Zusammenhang mit dem Giebel der Kirche architektonisch eine recht gute Leistung dar, wie man sie jedenfalls in Blumenau bei den evangelischen Kirchen nicht wiederfindet. Schade, daß der Plan verloren gegangen ist; er wurde an eine andere Gemeinde verborgt, die ebenfalls bauen wollte, und ist dann nicht zurückgegeben worden. [Fortsetzung folgt.]

João Pinheiro (Minas Geraes). Unsere junge Gemeinde, die vorläufig an das freilich 450 Kilometer entfernte Juiz de Fora angeschlossen ist, durfte am 24. Oktober ihr kleines, aber freundliches Gotteshaus einweihen. Zum Bau stand außer einer Regierungsbeihilfe nur eine Gabe des Gustav Adolf-Bereins zur Verfügung. Durch eifrige Arbeit des Bauausschusses ist es aber gelungen, einen würdigen Raum zu schaffen, der über 60 Quadratmeter groß ist und mit seinem schön in Holz gearbeitetem gotischen Portal jedem gefällt. Altarbekleidung und die nötigen Geräte wurden von Juiz de Fora gestiftet. Das sehr günstig gelegene Grundstüd hat 1500 Quadratmeter. Die Weihe wurde durch Pastor Bliedner (Juiz de Fora) vollzogen. Bei der Schlüsselübergabe sprachen die Mitglieder des Bauausschusses A. Oberhofer und A. Meincke Worte der Freude und des Dankes; auch der gegenwärtige Direktor der Kolonie, Herr E. Rüder, gab seiner Anerkennung Ausdruck und wünschte der Gemeinde Wachstum und Blühen. Die Weihe im Innern der Kirche wurde durch verschiedene Chöre verschönt und schloß mit einigen Tausen und Einsegnungen. Die kirchliche Einweihung eines Friedhofes und abends ein fröhliches Beisammensein auf der „Fazenda“ beendeten den schönen Tag. — Gott gebe seinen Segen, damit die Gemeinde innerlich und auch äußerlich erstarke und in ihrem Gotteshause suche und finde, was ihr und uns allen not tut.

São Bento. Am Sonntag, den 24. Oktober, fand in unserer Kirche ein Konzert zum Besten der Kriegstrüppelfürsorge statt. Das Programm war diesmal ein sehr reichhaltiges, da verschiedene Geigenpieler und Piftonbläser ihre Mitwirkung zugesagt hatten. So konnten Gesang und Instrumentalmusik mit einander abwechseln. Der Kirchenchor sang fünf Lieder. Ferner wies das Programm zwei Sololieder sowie ein Duett und ein Quartett auf. Die Instrumentalmusik nahm acht Nummern ein.

Da das Wetter sehr günstig war, fehlte es nicht an sehr reger Teilnahme. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, und an dem aufmerksamen und stillen Verhalten der Anwesenden merkte man, daß das Konzert sehr gefiel.

Dem zahlreichen Besuch entsprechend war auch der klingende Ertrag ein sehr befriedigender. Die Einnahme betrug 344 Mk. Dazu kamen noch nachträglich von privater Seite 10\$000 und von dem Gesangsverein „Liederfranz“ in der Serrastrasse 30\$000, sodaß die Gesamteinnahme 384\$000 beträgt. Davon gehen ab für den Harmoniumspieler, Herrn Rektor Koehnde aus der Hansa, 20\$000 (Reise- und Hotelkosten), ferner 6\$000 für Druck der Programme und 1\$000 für Zeitungsanzeige.

Demnach beträgt der reine Ueberschuß 357\$000. Dieser Betrag wurde Herrn Pfarrer Gabler in Itoupava als Vorsitzenden des Evangelischen Gemeindeverbandes überwiesen, welcher die eingehenden Gelder nach Deutschland weiter senden wird. Pfarrer Drtmann.

Vom preussisch-deutschen Herrscherhause.

Am 30. April waren fünfhundert Jahre vergangen, seit es Hohenzollern als selbständige Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg gibt. In Anbetracht der Kriegslage hat der Kaiser die Feier der denkwürdigen Tatsache auf den 21. Oktober, den Tag der Erbhuldigung der brandenburgischen Stände angesetzt. Nun liegt der Glanz von Siegen, wie sie die Weltgeschichte kaum je gesehen, über dem Hohenzollerntag. Welch ein Weg von damals bis heute. In Demut und Ehrfurcht vor der göttlichen Fügung staunen wir über den Werdegang dieses Geschlechts, dessen Ahnenreihe von Ritter auf der Zollernburg in Schwaben in die lichten Hallen weltgeschichtlicher Größe, bis auf den Kaiserthron des neuen Deutschen Reiches führt.

Und wäre es nur ein güldener Band fürstlichen Glanzes! Aber den Deutschen sind die Hohenzollern mehr. Ihre Geschichte ist immer ganz deutsch gewesen, die vielen Hochgestalten in ihrer Reihe, die vor aller Welt als Muster staatsmännischer und militärischer Größe auftraten, haben nie etwas anderes im Auge gehabt als das Gedeihen ihrer deutschen Länder. In Demut vor Gott und in Liebe zu ihrem Volk haben sie ihre großen Werke vollendet und, unbewußt in den Anfängen, bewußt auf der Hochstraße deutschnationaler Politik, führten sie die Sendung aus, für die die Vorsehung sie zu Deutschlands Heil bestimmt hatte. Kein Ludwig XIV. ist in ihren Reihen, kein Abenteuerer wie Bonaparte, kein blutiger Tyrann wie unter den moskowitzischen Romanows. Ihr oberstes Gesetz war Pflächterfüllung im Dienste des Staates; der Heimat, in der sie mit allen Fasern ihres Wesens wurzelten, waren sie am nächsten, wenn sie am größten waren und tief im Feindesland ihre siegreichen Fahnen wehten; mit dem Geringsten ihres Volkes fühlten sie mit und teilten sie Schmerz und Not, wenn der Ernst kriegerischer Entscheidungen, die sie niemals frevelnd herausforderten, notwendige unausweichliche Opfer forderten. Die Hohenzollern haben niemals Kriege geführt um des Krieges und Ruhmes willen. Solange es möglich war, haben sie Frieden gehalten; so der Vater Friedrichs des Großen, über dessen Potsdamer Wachtparade dasselbe Europa spöttelte, das dann nach dem Schlesischen und Siebenjährigen Krieg die Achtung vor deutschen Sieben erfahren mußte, so Friedrich Wilhelm III., der erst zu spät im Zusammenbruch die Raubtierart bonapartistischer Erdrosselungspolitik kennen lernte, so Wilhelm I. dem neuen Bonaparte gegenüber und der jetzige Kaiser, der unendlich langmütig alle Wege versuchte, um der Welt den Frieden zu erhalten, den ihr französische Rachsucht, russische Eroberungslust und englische Falschheit nun genommen hat. Nie ist eine schmachlichere Verleumdung erdacht worden als die, daß Preußen-Deutschland das Land des unersättlichen, erobertungslustigen Militarismus sei, nie hat ein Herrscher Geschlecht das Grundgesetz staatlichen Lebens zielbewußter in die Tat umgesetzt: daß nur der Starke Unabhängigkeit und Frieden wahrhaft wollen und erhalten kann, der Starke, der jedem Ueberfall gewappnet gegenübersteht, der Starke, in dessen Herzen der Appell an die Furcht keinen Widerhall findet.

Ein Hohenzoller der Reformationszeit.

In seiner Schrift: Die Stellung der Hohenzollern zur Religion, die zum Hohenzollerntag im Verlag des Evangelischen Bundes (Berlin W 35; Preis 60 Pf.) erschienen ist, erzählt Hofprediger D. Bernhard Rogge vom Markgrafen Johann von Küstrin, dem Sohn Joachims I., dem ersten Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern, der sich, es war Ostern 1538, öffentlich zum evangelischen Glauben bekannt: „Bis an sein Ende ist Markgraf Johann ein treuer Anhänger und mutiger

Bekenner des evangelischen Glaubens geblieben und wiederholt hat er seine standhafte Treue bewährt. Als nach der Niederlage des schmalkaldischen Bundes im Jahre 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg das sogenannte Interim eingeführt werden sollte, da war Johann von Küstrin einer der protestantischen Fürsten, die sich aufs entschiedenste weigerten, es in ihrem Lande einzuführen. Mit scharfem Blick erkannte er, daß es sich dabei um nichts anderes handelte, als um eine tatsächliche Wiedereinführung des Katholizismus. Mutig und entschlossen erklärte er vor Kaiser und Reich, daß er das Interim, dies Gemisch von Wahrheit und Trug nicht annehmen könne. „Lieber Beil als Feder, lieber Blut als Tinte!“ soll er ausgerufen haben, als ihm die Unterzeichnung des Interims zugemutet wurde, unbekümmert darum, daß er sich durch diese Weigerung den Zorn des Kaisers zuzog. Von Augsburg, das er nach diesem Auftritt sofort verließ, nach Küstrin zurückgelehrt, schrieb er an die Tür seines Gemachs:

„In Ansehung halte fest und durch dich drück!
Hab guten Mut, weich nicht zurück!
In steter Hoffnung leb' und trag,
Was dir auf Erden begegnen mag.“

Als der König Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls V., ihn schriftlich zur Nachgiebigkeit ermahnte und ihm drohte, daß der Kaiser, falls er auf seiner Weigerung beharre, mit aller Strenge gegen ihn vorgehen werde, antwortete er: „Ich werde nie einwilligen in das, was wider Gott, sein heiliges Wort und mein Gewissen ist. — Sollte ich durch die Ablehnung des Interims Ihrer Kaiserlichen u. Königlichen Majestät Unhuld auf mich laden, so muß ich's Gott befehlen und mich meiner Unschuld getrösten. Es ist eine Sache, die Seele und Seligkeit betrifft, und darüber zu richten, steht Gott allein zu. Ich habe aber nicht allein meine Seele, sondern auch die Seelen und Seligkeit meiner mir von Gott übergebenen Untertanen zu retten und zu verantworten.“ Die Inschrift, die er nach seiner letztwilligen Bestimmung auf seine Grabstätte in der Pfarrkirche zu Küstrin hat anbringen lassen, schließt mit den Worten: „Solus spes mea Christus“ (Christus allein meine Hoffnung.) In dieses Wort läßt sich der ganze Inhalt seines Lebens zusammenfassen.

Zur Kriegslage.

Der vergangene Monat hat nun die Eroberung von Serbien gebracht, es ist fast völlig in deutschen und bulgarischen Händen. Man muß es den Serben nachrühmen, sie haben sich tapfer gewehrt, aber es ist doch recht gut, daß dieses Mördervolk endlich einmal die ganze Schwere des Krieges empfindet, den es in verbrecherischer Großmannsucht hervorgerufen hat. Die Eisenbahnen laufen nun ungehindert von Berlin nach Konstantinopel, und damit ist die letzte Hoffnung Englands, Deutschland durch Abschneidung von aller Welt zum Frieden zu zwingen, endgültig gescheitert.

Für England nimmt der Krieg immer fürchterlichere Formen an. Es mangelt ihm an Geld, Griechenland und Rumänien erwägen deutlich den Anschluß an Deutschland, in Indien scheint es immer lebhafter zu gären (ein Verdienst der Herren Japaner, wie es scheint!). Dazu droht Revolution in England selbst. Das wäre den englischen Arbeitern gar nicht so sehr zu verdenken, wenn sie sagten: Wir tragen unsere Haut für diese Regierung nicht zu Markte. Denn von Englands fabelhaftem Reichtum hatten doch nur die Vornehmen und Reichen den Vorteil, nirgends in Europa sind die armen Leute so arm und so jämmerlich verkommen wie im gepriesenen Lande der Freiheit. Sogar Herr Wilson, Amerikas deutschfeindlicher Präsident, dem man hoffentlich einmal eine Rechnung für sein Benehmen vorlegen wird, merkt, daß sein geliebtes England in Not ist, denn er stellt Forderungen an dies Land und schickt Beschwerdeschriften, was er in 14 Monaten nicht getan hat, obgleich er tausend Gründe hatte.

Von Frankreich und Rußland kommen keine neuen Nachrichten. Der Krieg geht dort nicht vorwärts, weil zuviel Truppen weggezogen sind, und weil in Rußland wohl der Winter schon hindert. Italien verlangt schon nach einem Sonderfrieden, bei dem es aber schwerlich das Trentino und Triest bekommen wird.

Es wird wohl noch eine Weile vergehen, bis die Friedensbotschaft zu uns kommt. Aber die Entscheidung scheint schon da zu sein, und damit wird es wohl auch allmählich dahin kommen, daß die Feinde merken, sie müssen Frieden schließen. Der Herr gebe, daß es bald so weit sei!

Für den Familientisch.

Wiedersehen.

Zwei Bilder aus dem Felde.

(Nach der Wirklichkeit erzählt.)

I.

Wieder hatte ein Militärtransport in nördlicher Richtung Paris verlassen. Wohin? — Das war die bange Frage aller. Einem ging es besonders nahe, fuhr man doch allem Anschein nach seiner Heimat zu, jenem kleinen Dörfchen A..., dort zwischen Arras und Lille.

Der Abend kam, die meisten waren eingeschlafen, er allein starrte noch in die Nacht hinaus und dachte an sein junges Weib und seine beiden Kinder. Drei Monate hatte er schon keine Nachrichten mehr von ihnen erhalten, offenbar mußten die Deutschen im Besitz des Dorfes sein. Wie mögen sie wohl dort gehaust haben, diese Barbaren! Die armen armen unschuldigen Kleinen mit ihrer schutzlosen Mutter! Sein kleines Haus, dessen Mauern so manches Glück gesehen!

Jetzt wird er aus dem dumpfen Brüten aufgeschreckt. Der Zug hält, das Zeichen zum Aussteigen ertönt.

Bald war alles marschbereit, und vorwärts ging es in nordöstlicher Richtung, woher immer stärker das Grollen und Dröhnen schwerer Artillerie hörbar wurde.

Er kannte jedes Dorf, durch das man kam, jedes Bergwerk, an dem der Weg vorüberführte. Diese eigentümliche Gegend — da ein Werk sich an das andere reiht, da Städte und Dörfer ineinander übergehen und eigentlich das ganze Land bebaut erscheint — das war ja seine Heimat. Immer unruhiger wurde es in ihm. Nur wenige Kilometer trennen ihn noch von seinem Dorfe A....

Der Morgen graute. Da machten sie in einem ihm so bekannten Dorfe halt. Aber wie sah es aus? Kaum ein Haus war noch unversehrt. Ihm schauderte, denn ein gräßliches Bild stieg vor ihm auf. Haben vielleicht französische Granaten ebenso in A... gewütet, das gerade jenseits des Höhenrückens liegt, um den sich der Kampf scheinbar drehte? — In den Kellern sollten sie den Tag zubringen, essen und sich ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln. Die Straßen durfte niemand betreten. Hier schlugen immer wieder schwere, deutsche Granaten ein und brachten Tod und Verderben. Aber es sollte auch kein deutscher Flieger von dieser Verstärkung etwas zu sehen bekommen. Wieder wurde es Abend. Nun erfuhren sie, warum man sie so schnell hierher geworfen hatte: mit dem letzten Strahle der untergehenden Sonne werden die Deutschen angegriffen und sind vom Bergrücken herunterzuwerfen.

Der große Augenblick war da. Vorsichtig — gebückt — ging es in den Laufgräben vorwärts, bis die vordersten Schützengräben erreicht waren. Dann riß die Verstärkung die alten Mannschaften mit sich fort. Unaufhörlich wälzte sich die dicke Linie vorwärts, den Deutschen entgegen, die bereits seit mehreren Stunden mit Granatfeuer zugedeckt waren und müde sein mußten. Wohl möchte das so gefürchtete, gut gezielte deutsche Infanteriefeuer ganze Reihen der Angreifer nieder, wohl rissen die deutschen Vortreffer entsetzliche Lücken, wohl zerfetzten die beiden im deutschen Graben eingebauten Maschinengewehre förmlich die in den Drahtverhauen festgerannten Stürmenden — aber der Angriff gelang. Der Schützengraben war in französischen Händen, die Feldgrauen mußten weichen.

Er war einer der überlebenden Sieger, der von der deutschen Stellung aus trotz des nächtlichen Dunkels sein Dorf so deutlich erkennen konnte, warfen doch seine eigenen Landsleute Granaten herein, um die deutschen Reserven zu treffen. Lichterloh brannte es dort unten an verschiedenen Stellen. In weld, furchtbarer Gefahr befanden sich eben seine Lieben! Das war zuviel: schlaflose Nächte und Anstrengungen bis zum letzten Hauch — dieser Sturm dem tausendfachen Tode entgegen und die innere Aufregung im Blick auf das scheinbar dem

Untergang geweihte Dorf. Die Nerven versagten. Wie leblos brach er zusammen.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich von starker Faust emporgerissen. Fremde Laute schlugen an sein Ohr. Was war geschehen?

Die Deutschen hatten ihren Schützengraben wiedergewonnen. Sie führten ihn mit manchem Kameraden gefangen ins Dorf hinab. Ihm aber war es schließlich einerlei: Gefangener oder Sieger — nur nach A... zu kommen, war jetzt sein sehnlichster Wunsch. Sein Haus wollte er sehen und die, an denen sein ganzes Herz hing. Der Gefangenentransport erreichte das Dorf. Die verwundeten Feinde führte man sofort auf den Verbandplatz, die anderen mußten in einen Keller hinab, wo sie den Rest der Nacht verbrachten. Lange, bange Stunden — schier endlos dünkte ihm die Zeit. Endlich fielen die ersten Lichtstrahlen durch die Ritzen der Kellertür in das Gefängnis. Bald öffnete sie sich, und zwei deutsche Soldaten brachten Kaffee und Brot. Gleichzeitig erschien ein Offizier, um die Gefangenen auszufragen. Daß einer von ihnen aus A... selbst stamme, interessierte den Deutschen besonders. So nahm er ihn beiseite, um allein mit ihm zu sprechen. Hat er wohl bei diesem Verhör dem Feinde zu viel gesagt? Das wußte er nicht mehr. Aber das eine wußte er nur noch, daß dieser feldgraue Offizier — dieser rohe Barbar, so hätte man drüben wegwerfend gesagt — ihm erlaubte, nach seinem Hause und seiner Familie zu sehen.

Zwei Soldaten, von denen der eine Französisch sprach und die Unterhaltung überwachen sollte, begleiteten ihn die altbekannte Dorfstraße entlang. Jedes Haus kannte er, mancher Gruß wurde ihm zugerufen, zumal im nördlichen Teil des Dorfes. Dort standen die meisten Häuser und waren zum größten Teil noch von Frauen und Kindern bewohnt. Da war die Kirche. In ihr hatte er vor dem Traualtar gestanden, und am Taufbecken wurden dann seine Kinder getauft. Freilich traurig genug sah dieses Gotteshaus aus: Der Turm zerflossen, große Löcher in den Wänden, Ziegel und Fensterscheiben zertrümmert und zersprungen, Schutt und Scherben überall — nur noch eine Ruine.*)

Jetzt stand er vor seinem kleinen Häuschen, das — Gott sei Dank — völlig unversehrt geblieben war. Mit zitternder Hand öffnete er die Haustür. Er war in der Küche. Da sah am Tisch sein geliebtes Weib und neben ihr seine beiden Kleinen. Totenstille — dann ein jubelnder Aufschrei — Mann und Frau lagen sich in den Armen. Den beiden Soldaten wurden die Augen feucht im Gedanken an ihre Lieben in der fernen deutschen Heimat. — Plötzlich wandt der Gefangene, die Deutschen nehmen ihm seine Last ab. Sie suchen die Frau auf die Küchentafel zu setzen, aber leblos sinkt sie in sich zusammen. Die Freude war zu unerwartet gekommen, sie war zu groß gewesen — ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Noch es ist Krieg. Noch ein Kuß den beiden Kleinen, noch ein letzter Abschied von seinem toten Weibe — dann führt man den Witwer fort. Er ist ja Gefangener, und sein Weg geht weiter nach dem Lande dieser deutschen Sieger, noch ehe der frische Grabhügel auf dem Dorffriedhofe sich erhebt.

Das war das erste Wiedersehen mit der Heimat, seitdem der Kriegssturm über das stille Dorf A... hinweggebraust war. Wie wird das zweite Wiedersehen sein, wenn die Kriegsfadel erloschen und der Frieden die Gefangenen heimführt?!

*) Kurz nach der Besetzung von A... durch unsere Truppen, Ende Oktober, hatte eine einschlagende französische Granate in diesem Kirchlein zehn Frauen und Kinder während einer Messe getötet. Beim letzten deutschen Militärgottesdienst der am 17. Dezember hier stattfand, wurden drei deutsche Soldaten durch Schrapnellkugeln verletzt, von denen zwei ihren Wunden erlagen. Seitdem durften wir die Kirche nicht mehr benutzen.

In blendendem Sonnenschein lag das kleine Dorf, wie angelehnt an den herrlichen deutschen Wald. Sauber waren die Straßen, sauber die Gärten vor den Häusern. Wohlstand, Friede und Glück schien hier Verkörperung gefunden zu haben. Das mochte besonders zutreffen bei dem stattlichen Bauernhause am Dorfbrunnen, wenigstens soweit es sich an diesem Tage um sein Äußeres handelte. Innen war freilich von Glück und Frieden wenig zu sehen. Ein trauriger Tag war es für seine Bewohner gewesen. Heiß hatte der Kampf gewütet um wichtige Fragen, wie Familienehre, Reinheit und Keuschheit. Die einzige Tochter, die in Paris eine Stellung gehabt hatte, war heimgekehrt. Doch sie paßte nicht mehr in die engen Verhältnisse dieses Bauernhauses herein. Schlimmer war es, daß sie nicht nur dem Tone und Geiste des Elternhauses fremd geworden war, sondern daß die ihren Eltern nicht mehr frei ins Auge schauen konnte. Dem Leichtsinn und der Lust der Weltstadt war das deutsche Bauernmädchen zum Opfer gefallen.

Unersichtlich war die Aussprache gewesen. Allen berechtigten Vorwürfen setzte sie Frechheit entgegen; denn auf keinen Fall wollte sich ihr Troß beugen. Endlich riß dem Vater die Geduld. Rechtschaffen hatte er gelebt, gottesfürchtig seine Kinder erzogen und nun — da stand seine einzige Tochter als verlorenes Kind vor ihm. Da schnitt er das Tisch Tuch zwischen sich und dem Mädchen entzwei. Wohl schluchzte die Mutter herzerreißend auf, aber er wies dem ungeratenen Kinde die Tür.

Aus dem Elternhause verstoßen! Heimatlos war sie geworden, die deutsche Bauerntochter. Da kehrte sie wieder zurück in das wilde Leben der französischen Hauptstadt. Mochte sie im Strudel dort versinken — was fragte sie jetzt danach. Für ihre Familie war sie doch bereits verschollen, verdorben, gestorben.

Jahre kamen und Jahre gingen. Im stattlichen Bauernhause durfte niemand den Namen der verlorenen Tochter nennen. Daß die alten Eltern noch an sie dachten, sich heimlich in Sehnsucht nach der Verschollenen vergränten, dafür zeugte der gebeugte Gang und das scheue, zurückgezogene Wesen der beiden Bauersleute. Sie litten — wie eben Eltern um ein verlorenes Kind leiden, daß trotz allem ein Stück von ihnen ist.

Da kam der Juli 1914. Eines Tages brachte die Post einen Brief mit französischer Marke in das stillgewordene Bauernhaus. Es war seit jenem Bruch das erste Lebenszeichen der Verlorenen. Der gute Kern in ihr hatte doch den Sieg davongetragen. Der Eltern Gebet war nicht vergeblich gewesen. Sie hatte sich tapfer durchgekämpft, festen Boden wieder unter die Füße bekommen, und war den Weg der Rechtschaffenheit gegangen. Arbeitsreich, aber rein — das konnte sie zur Charakteristik ihres Lebens schreiben. Einem ordentlichen Bergmann in Nordfrankreich hatte sie die Hand zum Bunde gereicht, und eine ehrsame Hausfrau und Familienmutter war sie geworden. Jetzt bat sie die Eltern um Verzeihung und streckte ihnen reumütig die Hand hin — erst dann konnte sie ihres neuen Lebens wirklich froh werden.

Der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn wußte etwas von der erbarmenden Liebe Gottes zum Sünder. Der hart gewordene Bauer aber konnte sich nicht so schnell in die Lage finden. Es wurde ihm sauer, die ausgestreckte Hand seines Kindes zu ergreifen. Er brauchte Zeit, um die rechten Worte zu finden. Von Tag zu Tag schob er die Antwort hinaus. Da brachte der Abend des 31. Juli den Zustand der drohenden Kriegsgefahr. In derselben Nacht noch verließ der einzige Sohn den Bauernhof und das Elternhaus, um sich als Reservist bei seinem Regiment zu stellen. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wurde Tatsache. Jede Möglichkeit, der harrenden Tochter Antwort zu geben, war genommen.

Bange Wochen und Monate brachen für die alten Bauersleute herein: ihre einzige Tochter war Frau eines Feindes und Mutter französischer Kinder und noch nicht versöhnt mit den Eltern — der einzige Sohn stand im Felde. Jedemal, wenn wieder einer aus dem Dorfe im Westen oder Osten des Vaterlandes den Heldentod gestorben war, dann fragten sie sich ängstlich: wann kommt unser Junge an die Reihe? Droben — von Nordfrankreich kamen seine letzten Briefe. War es da nicht verständlich, wenn die Mutter von Gott das Wunder ersuchte, das Sohn und Tochter zusammenführte?

Erwartet — und wieder ganz unerwartet — kam plötzlich die Kunde von der schweren Verwundung ihres einzigen. Beim Sturm auf ein vielgenanntes Dorf hatte ihn ein Bauch-

schuß niedergestreckt. Wohl war er geborgen in einem Feldlazarett, aber nur Gott konnte noch helfen, so lautete die Nachricht. Schwer lag Gottes Hand auf dem Bauernhofs. Sie rangen mit Gott um das Leben ihres Kindes — die beiden vielgeprüften alten Bauersleute, denen dieser letzte Kummer völlig das Haar gebleicht hatte.

Währenddessen waren in dem kärglich eingerichteten Feldlazarett der Mutter Gebete über Bitten und Verstehen in Erfüllung gegangen. Gott hatte Wunder getan. Wider alles Erwarten siegte die kräftige Bauernmatur über die tödliche Verletzung. Die lähmende Schwäche wich, Körper und Geist erstarkten wieder. Bald kannte er den Namen des Dorfes, in dem das Lazarett sich befand, bald hatte er aus der Karte gesehen, daß nur wenige Kilometer entfernt das Dorf liegen muß, in dem seine Schwester vor Ausbruch des Krieges gewohnt. Eine Anfrage beim dortigen Bürgermeister ermittelte sie, die nun die Nachricht erhielt, daß ihr Bruder so nahe schwerverwundet liegt. Da gab es für sie nichts, was sie hätte abhalten können, hinzueilen.

Das war ein Wiedersehen! Schluchzend fiel die Schwester ihrem Bruder um den Hals. Was machten die Jahre, die dazwischen lagen! Geschwisterliebe erkaltet nicht. Immer wieder mußten sie sich mit feuchten Augen anschauen, und was gab es nicht zu erzählen und zu berichten. Sie vergaßen alles um sich, die beiden deutschen Bauernkinder, fühlten sie es doch deutlich genug: diesem Wiedersehen der Geschwister — würde ein zweites Wiedersehen folgen zwischen Tochter und Eltern — dort im stattlichen Bauernhause im lieben deutschen Heimatdorfe.

Vom Wiedersehen handelten diese beiden kurzen Skizzen. Wiedersehen — dieses Wort hat eben einen ganz besonderen Klang für uns, die wir draußen im Felde stehen, und ebenso für unsere Lieben, die daheimgeblieben sind. Für so unendlich viele wird es auf Erden kein Wiedersehen mehr geben. Gott sei Dank, daß es für uns Christen noch ein anderes Wiedersehen gibt — droben in der ewigen Heimat. Wenn wir beim Klang des Wortes Heimat auch an sie denken, dann bleibt es ganz dabei, was unsere Soldaten immer wieder mit Wehmut und Begeisterung zugleich singen:

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehen.“

Hans Keller, Felddivisionspfarrer.

Friedrich der Große und Zieten.

In seiner Sammlung „Deutsche Charaktere und Begebenheiten“ (Verlag S. Fischer) bringt Jakob Wassermann auch die folgende Erzählung. Nach dem glücklich beendeten Siebenjährigen Krieg sah Friedrich unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General Zieten. Wenn gerade keine fürstlichen Personen zugegen waren, mußte Zieten immer an der Seite des Königs sitzen. Einmal hatte er ihn auch zum Mittagessen am Karfreitag eingeladen, aber Zieten entschuldigte sich; er könne nicht erscheinen, weil er an diesem hohen Festtag immer zum heiligen Abendmahl gehe und dann lieber in seiner andächtigen Stimmung bleibe; er dürfe sich darin nicht unterbrechen und stören lassen. Als er das nächstemal zur königlichen Tafel in Sanssouci erschien und die Unterredung wie stets einen heiteren, fröhlichen und geistreichen Gang genommen hatte, wandte sich der König mit scherzender Miene an seinen Nachbar. Nun, Zieten, sagte er, „wie ist Ihnen das Abendmahl am Karfreitag bekommen? Hat Er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdaut?“ Ein lautes, spöttisches Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Zieten aber schüttelte sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er sich vor seinem König tief gebeugt, antwortete er mit fester Stimme: „Eure Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahren fürchte und überall, wo es darauf ankam, für Sie und das Vaterland mein Leben gewagt habe. Diese Gesinnung befeelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie es befehlen, lege ich meinen Kopf gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt einen über uns, der ist mehr als Sie und ich und mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns alle mit seinem Blut teuer erlöst hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnern, denn auf ihm beruht mein Glaube. Mit der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee nützlich gekämpft und gesiegt. Unterminieren Eure Majestät diesen Glauben, so unterminieren Sie die Staatswohlfaht. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden.“

Die Tafelgesellschaft war totenstill geworden. Der König war sichtbar ergriffen. Er erhob sich, reichte dem General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sagte: „Glücklicher Zieten! Möchte ich es auch glauben können! Ich habe allen Respekt vor Seinem Glauben. Bewahre Er ihn. Es soll nicht wieder geschehen.“

Gabenliste für die Kaiser Wilhelm-Spende deutscher Frauen und Jungfrauen.

1. Liste: Evangelischer Frauenverein Blumenau, Sammelliste Frau Elisabeth Roehler, Dorothea Salinger, Ella Feddersen je 10\$000; Alara Hering 6\$000; Elisabeth Roehler, Auguste Schrader, Johanna Hering, Ranny Pöthig, Frieda Regel, Margarete Müller, Hedwig Hering, Lina Deefe, Martha von Frankenberg-Ludwigsdorff, Emma Niehe, Charlotte Hering, Berta Brandes-Meyer, Elise Schrader, Wanda Blohm, Martha Anton, Stefanie Gowin, Helene Salinger, Anna M. Karger, Anna Zittlow, Irma Gärtner, Paula Elsen, Frau Kalvelage, Martha Krüger je 5\$000; Gertrud Groß 4\$000; Anna Regel, Gertrud Kleine, Agnes Kleine, Maria Groß, Johanna Eide, Bwe. Agnes Kleine, M. Lingershausen, Emilie Baumgarten, Elisabeth Feddersen, Magdalene Stäbele, Meta Schmalz je 3\$000; Käthe Müller, Luise Kepsold, Adele Brodersen, Lotte Hertel, Marie Dietrichkeit je 2\$000; Lore Müller, Hertha Roehler, Frau Morell, Erna Witt je 1\$000; Frau Witt 1\$500; zus. 193\$500.

2. Liste: Evangelischer Jungfrauenverein Blumenau, Sammelliste Ilona von Czefus. Frau Dr. Kübel 20\$000; Frau von Czefus, Frau Willerding, Frau Schmidt, Marie Büchler, Frau A. Gropp, Frau Elise Eiß, Ungenannt, Ungenannt, Frau Jesen, Mathilde Willerding, Ilona von Czefus je 5\$000; Gertrud Pazinski, Johanna Kühne je 3\$000; Frau C. Gropp, Maria Büchele, Alara Fleisch, Alice Werner, Helene Rosemann, N. N. je 2\$000; Anna Hänig, Ernestine Buhr, Fr. Karl Weege je 1\$500; Irma Koch, C. Wagner, Irma von Czefus, Henny Hansen, Martha Molzenhauer, N. N., Lotte Büchler, Paula Böhm, Alwine Joschke, Agnes Sachtleben, M. Lingershausen je 1\$, zusammen 113\$500.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Die früher angesagten Gottesdienste fallen aus. Der nächste Gottesdienst in Blumenau findet statt:

2. Weihnachtsfeiertag, den 26. Dezember: Gottesdienst in Blumenau (Predigt: P. Gabler).

Neujahr, den 1. Januar, 5 Uhr nachm.: Gottesdienst in Gaspar (Predigt: P. Neumann).

Sonntag, den 2. Januar: Feier der Grundsteinlegung für das evangelische Krankenhaus und Altenheim.

Der Beginn des Konfirmandenunterrichts wird rechtzeitig durch die Zeitungen bekannt gegeben werden.

J. V.: Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 19. Dezember, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst und Feier des heil. Abendmahls in Massaranduba 58, nachm. 3 Uhr: Gottesdienst in Massaranduba, Schule bei Witte.

1. Weihnachtsfeiertag, den 25. Dezember: Gottesdienst in Itoupava; 2 Uhr nachm.: Kindergottesdienst.

2. Weihnachtsfeiertag, den 26. Dezember: Gottesdienst in Blumenau.

Neujahr, den 1. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Itoupava Rega; 2 Uhr nachm.: in der unteren Schule in Itoupava Rega.

Sonntag, den 2. Januar: Feier der Grundsteinlegung für das evangelische Krankenhaus und Altenheim in Blumenau.

Sonntag, den 9. Januar, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst in Luiz Alves (Seraphim); 3 Uhr nachm.: in Belchior.

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in der Telegraphenlinie.

Der Konfirmandenunterricht beginnt in Itoupava, Mittwoch, den 5. Januar, 8 Uhr vorm. Der Beginn des Unterrichts in Itoupava Rega wird später rechtzeitig bekannt gegeben werden.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, den 19. Dezember: Konfirmation und Feier des heil. Abendmahls in Fortaleza.

1. Weihnachtsfeiertag: Gottesdienst in Badenfurt.

2. Weihnachtsfeiertag: Gottesdienst in Itoupavazinha.

Neujahr: Gottesdienst in Alto Rio do Teste.

Beginn des Konfirmandenunterrichts in Badenfurt, Dienstag, den 4. Januar, vorm. 8 Uhr in Itoupavazinha, Donnerstag, den 6. Januar, vorm. 8 Uhr.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 12. Dezember, Einweihung der Kirche in Beneditto-Novo (Predigt Herr P. Neumann, Brusque.)

Sonntag, den 19. Dezember: Gottesdienst in Rio Abda.

1. Weihnachtsfeiertag, 9 Uhr vorm.: Einsegnung der Konfirmanden in Beneditto-Novo; danach heil. Abendmahl. — 7 Uhr abends: Liturgische Christfeier in Timbo.

2. Weihnachtsfeiertag: Gottesdienst in Cedro Alto.

Neujahr: Einsegnung der Konfirmanden in Carijos; danach heil. Abendmahl.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

3. Weihnachtsfeiertag: Gottesd. in Pommerode (P. Radlach).

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in Luz (P. Krause).

Sonntag, den 6. Februar: Gottesdienst in Cerro (P. Radlach).

Beginn des Konfirmandenunterrichts in Pommerode, Mittwoch, den 5. Januar, 8 Uhr vorm.; in Teste Central, Freitag, den 7. Januar, 8 Uhr vorm.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 12. Dezember: Kein Gottesdienst. (Kirchweihung in Beneditto-Novo.)

Sonntag, den 19. Dezember: Gottesdienst in Brusque.

Freitag, den 24. Dezember, 7 Uhr abends: Christmesse in Brusque.

Sonabend, den 25. Dezember: Festgottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 26. Dezember: Gottesdienst in Itajahy.

Freitag, den 1. Januar: Festgottesdienst zum Neujahrstfest in Brusque.

Donnerstag, den 6. Januar: Kirchweihfest in Brusque.

Vom 7. Januar an tritt der Pfarrer einen 14tägigen Urlaub an.

Jeden Mittwoch, 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, Bibelstunde in Brusque.

Nach dem Gottesdienst abwechselnd Kindergottesdienst und Versammlung der eingeseigneten Jugend.

An jedem Sonntag nachmittag Außenandacht in einem der Koloniebezirke. Die näheren Angaben werden von der Kanzel aus gemacht.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, den 12. Dezember: Gottesdienst in Humboldt.

Sonntag, den 19. Dezember: Gottesdienst in São Bento und Serrastraße.

Sonabend, den 25. Dezember (1. Weihnachtstag): Festgottesdienst in S. Bento.

Sonntag, den 26. Dezember (2. Weihnachtstag): Gottesdienst in Campo Alegre.

Sonabend, den 1. Januar: Neujahrsgottesdienst in S. Bento.

Sonntag, den 9. Januar: Gottesdienst in S. Bento, anschließend: Ordentliche Generalversammlung.

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in Humboldt, anschließend: Ordentliche Generalversammlung.

Sonntag, den 23. Januar: Gottesdienst in São Bento und Serrastraße.

Pfarrer Ortman.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 12. Dezember, 9 Uhr vorm.: Gottesdienst und heil. Abendmahl in Florianopolis; 10 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Kindergottesdienst.

Bibelstunde findet vierzehntägig am Donnerstag, nachmittags 5 Uhr, in der Kirche statt.

Pfarrer Brunow.

Evangelische Reisepredigt Bella Alianca.

Sonntag, den 16. Januar: Gottesdienst in Südarm; nachm. in Matador.

Pfarrer Radlach.